



machen. Die Begegnung in Eger habe festgestellt, daß Italien und Oesterreich-Ungarn in ihrer Auffassung der verschiedenen Fragen, welche Europa beschäftigen, übereinstimmen. Aus beiden Begegnungen — schließt die „Risforma“ — werde nichts hervorgehen, worüber Europa sich beklagen könnte.

Wie die „Pol. Corr.“ berichtet, ist der italienische Botschafter Graf Nigra am 26. d. Abends beifalls Zusammenkunft mit Crispi nach Mailand abgereist. Nach zwei bis drei Tagen kehrt Graf Nigra wieder nach Wien zurück. Die „Pol. Corr.“ bemerkt hierzu: Nach dem vorjährigen Besuche Crispi's in Friedrichsruh fand ebenfalls eine Begegnung mit Nigra, und zwar gleichfalls in Mailand statt. Freier war Innsbruck hierzu in Aussicht genommen. In Folge beschleunigter Rückreise Crispi's nach Italien mußte die Begegnung diesmal in Mailand erfolgen.

Einen höchst bemerkenswerten Artikel über die politische Lage finden wir in der „Morning Post“. Es heißt in demselben: „Wenn die französische Einmischung in die Massauah-Frage auch ursprünglich auf eine übertriebene Schätzung französischer Interessen in dem Küstenlande des Roten Meeres zurückzuführen ist, so darf man doch unter keinen Umständen annehmen, daß eine Nation, die so lange daran gewöhnt war, auf dem europäischen Continent zu dominieren, sich im Hundstunde einer Politik der Nicht-Einmischung — die auf dieser Seite des Canals so viele Bewunderer gefunden hat — zuwenden wird. Die französische Republik ist gezwungen worden, in internationalen und verfassungsmäßigen Dingen mehr als eine scharfe Lektion zu lernen, und sie hat sich in das Unvermeidliche mit viel mehr Würde und Geduld gefügt, als ihre Freunde erwarteten und wie selbst von ihren Feinden jetzt zugestanden wird. Der Umstand, daß das von Franzosen an auswärtigen Angelegenheiten zeigte Interesse so lebendig ist, wie das von dem durchsichtigen Engländer schläfrig ist, sollte die Leute nicht gegen die Thatsache blind machen, daß außer der Werthschätzung von la gloire unter allen Classen in Frankreich sehr viel echter Patriotismus zu finden ist. Ehe unglückliche Ereignisse diese an's Tageslicht brachten, würde ein Ausbruch von Chauvinismus in Paris die unverzügliche Antwort auf die Zusammenkunft in Friedrichsruh gewesen sein. Jetzt aber scheint sich die französische Meinung allen Ebnitäten zu befeigen, die innere Lage mit Genauigkeit zu messen. Die letzten Wahlerfolge General Boulanger's sind mit lobenswerther Mäßigung aufgenommen worden und die jüngsten Erklärungen bei dem Napoleon-Feste haben die Politiker in den Stand gesetzt, die Lage richtig zu beurtheilen. Selbst Boulanger scheint einzusehen, daß das Scharen der bonapartistischen Wähler um seine Standarte ihn nicht an die Spitze einer homogenen Majorität stellt. Wenn Frankreich fortfährt, seinen Gegnern in diesem verhältnismäßig ruhigen und bedächtigen Geiste gegenüberzutreten, dann dürfte es dem Fürsten Bismarck oder irgend Jemandem schwer werden, die Dinge zum Ausbruch zu drängen, ohne die moralische Sympathie Europas einzubüßen. Jeder wahre friedliebende Mensch kann nur wünschen, daß die Republik diese Thatsache einseht.“

Die plötzliche Reise der russischen Kaiserin nach Smunden zum Besuche ihrer Schwester, der Prinzessin von Wales, macht in den Petersburger politischen Kreisen ein gewisses Aufsehen, zumal verlautet, beim Zusammentreffen der Könige von Dänemark und Griechenland mit Kaiser Wilhelm solle die bulgarische Frage eingehend erörtert werden. Man hält, wie der „W. A. Z.“ telegraphirt wird, die Kaiserin für die Ueberbringerin eines besonders vertraulichen Auftrages ihres Gemahls in dieser Richtung.

Der „Köln. Ztg.“ wir zur bulgarischen Frage aus Berlin geschrieben: „Der fast gleichzeitige Besuch der Könige von Dänemark und von Griechenland am diesigen Hofe, zweier nahen Verwandten des Kaisers von Rußland, von denen der letztgenannte bei der orientalischen Frage besonders betheiligte ist, wird kaum vorübergehen, ohne daß von den Möglichkeiten, in Bulgarien andere Zustände herzustellen, gesprochen wird. Ob insofern für Rußland die Lage danach angethan ist, wird nicht sehr dahin, und sehr verständlich wird keine Diplomatie einen Schritt unternehmen, der ihr einen Mißerfolg eintragen könnte, wenn sie nicht in der Lage und Willens ist, dem ersten Schritt einen zweiten, der Note die Armeefolgen zu lassen. Der Gegenpunct gegen Rußland in Bezug auf die bulgarische Frage liegt aber überhaupt nicht in Berlin, sondern in Wien, und sonach glauben wir, daß man am besten thun wird, an die Königbesuche in Berlin und an etwaige Ministerbesuche in Friedrichsruh die Erörterungen der bulgarischen Frage nicht anzuknüpfen; zumal es ja anderwärts an Anknüpfungspuncten nicht fehlt.“

Ein kaiserliches Erbe verfiel die Ablegung des Generalgouverneurs und Militär-Commandanten von Scutari d'Albania, Tahir Pascha und seine Erziehung durch den Brigade-General Batri Pascha, der unter Einem zum Divisions-General befördert wurde. Die Gründe dieses plötzlichen Wechsels sind nicht genau bekannt, man sieht sie vielfach in dem geschwächten Gesundheitszustande Tahir Pascha's.

den Keller zu tragen und alle Armen und Kranken zu speisen und zu leiden.

„Das erste was wir thun wollen in unserm Wohlstand,“ sagte Anton, „ist sein.“ — „Der Bettelmann und ihren Kindern aus dem ungesunden Keller zu helfen,“ fiel ich ihm in's Wort, denn ich wußte ja genau, was er sagen wollte.

„Richtig, mein Schatz! Du kennst meine Gedanken,“ sagte er vergnügt, und da uns Niemand sah, gab er mir einen Kuß, den ersten, und unter freiem Himmel, was doch nicht Unrecht sein konnte, denn es bezog sich auf eine gute Handlung, die wir vorhaben in aller Einigkeit. Ehe wir in den Zellen ankamen, waren wir ungeheuer lustig und Anton wurde immer febler. Wenn ich ihn ermahnte, er möchte es nicht zu auffallend machen, daß unser Verlobungstag wäre, sagte er: „Ich freue mich ja, daß die Bettelmann nicht mehr Zeitungen auszutragen braucht,“ oder „ich freue mich, daß ich nun in Näh-Zettichens Tagebuch lesen darf, was sie von mir schreibt.“ Und unter solchen Scherzen gingen wir an der Klosterstraße led' vorbei nach Hause.

Ich ziehe nun zu Tanten und nachher in's neue Haus, und an unserm Fleiß soll's nicht fehlen. Aber mein Tagebuch gebe ich nicht auf, Ich muß doch jeden Tag notiren, wie mein Mann sich benimmt und ob er Alles hält, was er heute versprochen hat. Solche merkwürdige Wochen wie die vier letzten können aber unmöglich noch darin vorkommen! Wer hätte das gedacht!

Notizen.

— (Berlebrte Welt.) „Na, wo geht Ihr diesen Sommer hin?“ — „Wir? Wir gehen gar nicht auf's Land, das wäre das Wahre, sich abtrennen zu lassen und knalltrotze Baden zu bekommen, nachdem wir uns den Winter über mit Wülfe den schönen matweißen Leint angezogen haben.“ — (Fremder Wunsch.) Im Wirthshaus hat sich eine Frau lange umsonst bemüht, ihren Gatten zum Heimgehen zu bewegen. Endlich sagt sie: „Wenn Du jetzt nicht mitgehst, dann geh' ich allein.“ — „Geh' zum Teufel!“ lautet die barische Antwort. Nun geht die Frau und sagt: „Komm' bald nach!“ — (Unerwartete Entgegenkommen.) Reisender: „Darf ich mir erlauben, Ihnen meine Muffen vorzuzeigen?“ — Kaufmann: „Gewiß! Ich werde jetzt ausgehen!“ — (Hoffentlich sind Sie bis zu meiner Rückkehr mit dem Ans- und Einpacken fertig.)

Der Elß.

Berlin, 28. August.

Von Basel her ist in diesen Tagen eine Flugchrift versendet worden, die angeblich von einem Elßler herrührt und den Titel führt: „Die französisch-deutsche Allianz.“ Der Verfasser sucht die Deutschen in der lebenswüthigen Weise zu überreden, den Elß den Franzosen wiederzugeben, die dann sofort Deutschlands beste Freunde werden würden. Deutschland brauche ja den Elß nicht und habe zweihundert Jahre lang kein Verlangen getragen, denselben wieder zu erwerben; die Franzosen könnten ihn aber nicht entbehren und würden nicht eher Ruhe geben, als bis sie ihn hätten. Sobald sie ihn aber hätten, würden sie sich als Deutschlands wohlwollendste Freunde erweisen.

Der Verfasser bemüht sich fäthlich, jedes Wort zu vermeiden, von dem er sich vorstellt, daß es in Deutschland empfindlich berühren könne. Wir fürchten indessen, daß dem europäischen Frieden ein so thörichtes Geschreibsel schädlicher werden kann, als eine von brutalem Haß überströmende Kundgebung.

Wir wollen darum dem Verfasser sagen, wie man in freisinnigen Kreisen, in denen man auf keine Aufforderung der Regierung wartet, eine Meinung kundzugeben, über seine Narrenheiten denkt.

Frankreich hat im Jahre 1870 einen Raubzug gegen Deutschland begonnen. Es kann für seine Kriegserklärung keinen anderen Grund angeben, als den Wunsch, deutsches Land zu erwerben. Protons le Rhin! lautete das Geschrei auf den Boulevards. Wären die Waffen Frankreich vom Glück begünstigt gewesen, so wäre es schlechterdings undenkbar gewesen, daß Kaiser Napoleon einen Frieden hätte abschließen können, ohne die französischen Grenzen zu erweitern. Ob er viel oder wenig gefordert hätte, ob er auf der Rheingrenze bestanden hätte oder ob er sich mit dem Kohlenbeden von Saarbrücken begnügt hätte, darüber zu speculieren, wäre überflüssig. Genug, die Franzosen hatten einen Raubzug begonnen und wären als Sieger nicht ohne Beute heimgekehrt.

Es widerspricht der fäthlichen Weltordnung, Jemandem ein Spiel zu gestatten, bei welchem er im glücklichen Falle nur gewinnen kann, während er im unglücklichen Falle keinen Einlaß wagt. Es hätte dem Grundgedanken der vergeltenden Gerechtigkeit widersprochen, wenn Frankreich für sein frevelhaftes Unternehmen nur mit einer Geldstrafe belegt worden wäre und wenn man ihm nicht nach dem Rechte vergolten hätte, auf welches es sich selbst berufen hatte, nach dem Rechte des Eroberers.

Deutschland hatte zu keiner Zeit den Verlust von Straßburg völlig verschmerzt. Es war stets in ihm der Stachel zurückgeblieben, daß die Wagnahme dieser Stadt ein Act gewalthätiger Ungerechtigkeit und zugleich ein beständiges Zeugnis seiner politischen Schwäche gewesen ist. Wenn sich in Deutschland nicht eine „patriotische Liga“ gebildet hätte, welche den Wiedererwerb von Straßburg zum Gegenstand ihrer Agitation gemacht hat, so lag es daran, daß man in Deutschland nicht die Gewohnheit hat, die Revision der Karte von Europa mitten im tiefsten Frieden zu erörtern und daß der Wunsch nach Erhaltung des Friedens bei uns im Stande ist, manchen anderen berechtigten Wunsch in den Hintergrund zu drängen. In dem Augenblicke aber, wo der Wunsch ohne Deutschlands Schuld durch Frankreich gebrochen war, ist der Wunsch nach einer solchen Grenzveränderung legitim gewesen und in dem Augenblicke, wo er legitimer Weise geäußert werden durfte, wurde er auch mit allem Nachdruck geltend gemacht.

Der Rückwerb von Elß-Lothringen ist von dem deutschen Volke gefordert worden. Kaiser Wilhelm und seine Räte, die ihn bewirkt haben, handelten im vollen Einklange mit dem gesammten deutschen Volke. Das deutsche Volk wird sich zu dieser Verantwortlichkeit bekennen und es kann sie tragen. Im deutschen Volke besteht aber auch der feste Wille, diesen Erwerb zu behaupten. Es liebt den Frieden in hohem Maße; sobald aber der Frieden nur durch das Opfer an elßlich-lothringischem Lande aufrecht zu erhalten ist, muß es auf die Wohlthaten des Friedens verzichten. Es wird in Deutschland niemals eine Regierung geben, welche Neigung dazu hätte, dem Reichstage die Aufgabe des blutig Erzwungenen vorzuschlagen, aber selbst wenn sich je eine Regierung finden sollte, die eine solche Neigung beundete, so hätte sie nicht die Macht, die Annahme eines solchen Vorschlages beim deutschen Reichstage durchzusetzen. Es gibt auch nicht eine Partei in Deutschland, die einen solchen Vorschlag genehmigen würde; selbst von socialdemokratischer Seite würde man demselben nicht beistimmen; was in dieser Beziehung gesprochen worden ist, ist nicht als Ausdruck einer inneren Ueberzeugung, sondern als unvorsichtige Redensart zu betrachten.

Es ist eine hohe Redensart, wenn der Elßler behauptet, Frankreich werde friedliche Gefinnungen gegen Deutschland hegen, sobald es den Elß wieder habe. Frankreich hat, seitdem König Heinrich II. seine Allianz mit Moriz von Sachsen schloß, nicht aufgehört, nach deutschem Verthe zu trachten. Wir würden die Franzosen von heute nicht für die Gefinnungen der Valois verantwortlich machen, wenn nicht das Jahr 1870 gezeigt hätte, daß man in Frankreich noch in diesem Jahrhundert eben so denkt, wie zu Heinrich's II. Zeit. Im Juli 1870 besaß Frankreich den Elß noch und trotzdem hat es uns mit Krieg überzogen. Es ist eine hohe Redensart, daß Frankreich friedlichere Gefinnungen gegen uns hegen würde, wenn wir ihm nicht den Elß genommen hätten. Hätte Frankreich heute keine Revanche für Straßburg zu fordern, so würde es Revanche für seine Niederlagen fordern. War es doch naiv genug, Revanche für Sadowa zu fordern, wo wir ihm niemals Etwas zu Leide gethan haben. Wir hoffen mit Sicherheit auf die Aufrechterhaltung des Friedens, aber die sicherste Stütze für diese Hoffnung ist doch die Thatsache, daß unsere Truppen in Straßburg und Metz stehen. Und nächstem ist die sicherste Stütze die, daß Deutschland sich stark fühlt und eben darum nicht das kleinste Zeichen von Schwäche geben will.

Die ganze Haltung Deutschlands liefert wohl den Beweis, daß ihm jedes überflüssige Sädelgerassel in hohem Grade zuwider ist. Wenn indessen eine Schrift, die sich als eine solche bezeichnet, welche den Interessen des Friedens dienen soll, von der Voraussetzung ausgeht, Deutschland könne sich früher oder später durch glatte Worte abstimmen lassen, was es in einem ihm aufgedrängten Kriege erworben und an sich genommen hat, um sich vor neuen Angriffen zu schützen, dann halten wir uns allerdings für verpflichtet, einer solchen Anschauung entgegenzutreten und rund heraus zu sagen, daß das Hirngespinnste sind. Es gibt in Frankreich Männer, die den Frieden ebenso aufrichtig lieben, als wir. Diese mögen sich vor allen Dingen mit der Ueberzeugung durchbringen, daß Frankreich den Elß endgiltig verloren hat. Es hatte ihn durch einen Frevel gewonnen und durch einen neuen Frevel verlor.

Zur Verabschiedung Moltke's.

Der Berliner „Reichsanzeiger“ vom 28. d. M. veröffentlicht die auf die Verabschiedung des Grafen Moltke bezüglichen Schriftstücke.

Das Abschiedsgesuch Moltke's vom 3. August sagt, er vermöge bei seinem hohen Alter nicht mehr das Pferd zu besteigen; der Kaiser brauche jüngere Kräfte, demselben sei mit einem nicht mehr selbständigen Chef des Generalstabs nicht gedient. Er werde es als Gnade anerkennen, wenn der Kaiser ihn seiner Stellung enthebe und ihm gestalte, den Rest seiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben. Das Handbrevier des Kaisers vom 9. August sagt, er vermöge sich den in dem Briefe angeführten Gründen nicht zu verschließen, der Brief habe ihn jedoch mit Schmerz bewegt, er vermöge sich so wenig wie die Arme, deren Sein Moltke's Person so unendlich viel verdanke.

an den Gedanken zu gewöhnen, Moltke nicht mehr auf dem Posten zu sehen, auf welchem er das Herz zu den wunderbarsten Siegen geführt habe. Unter keinen Umständen wolle er aber, daß Moltke seine Gesundheit überanstrengt und werde darum, wenn auch schweren Herzens seinem Wunsche willfahren.

Dennoch wolle der Kaiser sich mit dem Heere eins, in dem Wunsche, Moltke um das Wohl und Wehe seines Vaterlandes und seiner Vertheidigung besorgt zu wissen. Er könne das mit dem Heimgang seines Vaters unterlegte Amt als Präses der Landesvertheidigungs-Commission gewissenhaft in keine besseren und berufeneren Hände als diejenigen Moltke's legen und bitte ihn, dem Vaterlande und der Armee zuliebe dieses Amt anzunehmen. Das Schreiben schließt: „Möge der Herr und Ihre unschätzbare Kraft und Rathschläge auch in dieser Stellung noch lange zum Heile der Nation erhalten. Ich verbleibe in treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit Ihr wohlaffectionirter König.“

In der Cabinetsordre vom 10. August spricht der Kaiser den Wunsch aus, daß Moltke auch ferner sich mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalstabs in Verbindung halte und seinem Nachfolger gestatte, seinen Rath in allen bedeutenden Fragen einzuholen. Der Kaiser überträgt Moltke unter Befassung seines bisherigen Gehaltes und seiner Dienstwohnung die Leitung der Geschäfte der Landesvertheidigungs-Commission und erbittet die Wünsche Moltke's bezüglich der Zuweisung eines persönlichen Adjutanten. Die Cabinetsordre schließt: „Bestehen bleibt immer der tiefe Wunsch, Sie von der Stelle scheiden zu sehen, auf welcher Sie Ihren Namen obenan auf den Ruhmestafeln der preussischen Armee geschrieben und zu einem hochgeachteten in der ganzen Welt gemacht haben. Aber die Macht der Zeit ist härter, als die Macht der Menschen; ihr müssen auch Sie sich beugen, der Sie sonst überall den Sieg in der Hand gehabt haben. Meinen besonderen Dank für Alles, was Sie als Chef des Generalstabs gethan haben, in dieser Stunde in Worten auszudrücken, davon trete ich zurück. Ich kann nur auf die Geschichtsbücher der letzten 25 Jahre hinweisen und Meine vollste Ueberzeugung aussprechen, daß Sie als Chef des Generalstabs im hochgeachteten Andenken stehen werden, so lange es einen deutschen Soldaten, ein deutsch schlagendes Herz und Soldatenehrung in der Welt gibt.“

Moltke antwortete am 10. August auf den Brief des Kaisers vom 9. August, er sei von innigster Dankbarkeit erfüllt und es mache ihn glücklich, der Armee noch angehören und derselben in einer ehrenvollen Stellung noch dienen zu dürfen. In den anerkennenden Worten sehe er den höchsten Lohn für Alles, was er je habe leisten können.

Unter dem 12. August schrieb Moltke an Se. Majestät, daß ihm die Worte schlen, um den Dank auszusprechen, daß der Kaiser sein Abschiedsgesuch so halbvoll genehmigt habe. Er sei glücklich, noch ferner Se. Majestät dienen zu dürfen und bittet, ihm seinen bisherigen Adjutanten zu belassen; die gnädige Ordre vom 10. August werde in seiner Familie als unschätzbare Andenken aufbewahrt werden.

Local- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 31. August.

(Hof- und Personalsnachrichten.) Aus München, 27. August, wird berichtet: Kaiser-König Franz Josef besuchte heute Nachmittag in Gesellschaft der Prinzessin Gisela die Internationale Kunstausstellung. Die hohen Gäste, welche vom Maler Stieler dem Vorstande der Künstlergenossenschaft, geleitet wurden, verweilten vier Stunden in der Ausstellung, der sie uneingeschränkte Anerkennung zollten. Mit besonderem Interesse besichtigte Se. Majestät die österreichische Abtheilung und rühmte namentlich die Gemälde von Angeli, Rusz und Schindler, sowie die Sculpturen von Straffer. — Kronprinz Rudolf und Kronprinzessin Stefanie haben sich am 28. d. von Wien nach Smunden nächst Tegernsee begeben, woselbst die Mutter unserer Königin, die Herzogin Ludovika von Baiern, ihren achtzigsten Geburtstag feiert. Ihre Majestäten der Königin und der Königin und Erzherzogin Valerie sind mit den übrigen Mitgliedern der herzoglichen Familie bereits in den letzten Tagen dort eingetroffen. — Erzherzog Carl Ludwig und Erzherzogin Maria Theresia, welche befanntlich die als Taufpächterin geladene Kaiserin-Königin Elisabeth bei der Ceremonie der Taufe des jüngsten Sohnes des deutschen Kaisers vertreten werden, begaben sich am 30. d. nach Berlin. Ihr Aufenthalt daselbst ist auf zwei Tage anberaumt. — Am 28. d. Abends fand beim deutschen Kaiser ein Diner statt, welchem der König und Kronprinz von Griechenland, der griechische Gesandte und die beiderseitigen Hofkammern beizwohnten. Der König von Griechenland reiste am 29. d. nach Kopenhagen ab. — Der König und der Kronprinz von Italien sind am 28. d. in Forth eingetroffen; sie wurden in imposanter Weise empfangen und enthusiastisch begrüßt. Die Stadt ist besetzt. Auch in allen Bahnhöfen auf der Strecke Bologna-Forth fanden enthusiastische Ovationen statt. — Die Taufe des jüngstgeborenen Prinzen Christoph in Pawlowel ist am 27. d. mit außerordentlichem Glanz veranstaltet worden. Der Czarr verließ dem kleinen Prinzen den St. Andreas-Orden und der König von Griechenland den Erlöser-Orden. — Die Prinzessin von Ligne ist am 27. d. aus Brüssel in Wien eingetroffen und hat den Besuch der Erzherzogin Isabella empfangen, welcher sie am 28. d. in Baden eine Gegenvisite abthat. — Der Minister des Kaufens Graf Kalnoky, welcher auf der Rückreise von Eger dem Grafen und der Gräfin Czernin in Studenitz einen Besuch abgestattet hat, ist am 27. d. Abends wieder in Wien eingetroffen. — Der sibirische Abgeordnete Pollar wurde zum Landeshauptmann von Krain ernannt. — Ministerpräsident Crispi trat am 29. d. in Rom ein. — Zum Generalgouverneur von Kiew soll General Dragomiroff designirt sein und das Commando des Rimer Militärbezirk General Kably erhalten. — Die Gerüchte von Veränderungen im türkischen Cabinet werden officiell demittirt. — Der russische Botschafter Drou hat eine Urlaubskreise angetreten.

(Bestätigung.) Die Sitzungen des Bismarck-Muffvereines sind vom 1. ung. Ministerium des Innern unter Zahl 54896 l. J. mit der Einreichungs-Clausel versehen worden.

(Namensänderung.) Dem nach Klausenburg zuständigen Hermannstädter Einwohner Adolf Grünbaum ist vom 1. ung. Ministerium des Innern gestattet worden, seinen und seiner unumwundenen Kinder Fanny, Lenka und Emerich Familiennamen in „Gersoffi“, — ferner dem Felegregger Einwohner Béla Graur, seinen Familiennamen in „Bismarck“ umzuändern.

(Pensionirung.) Major Baron Julius Rauber v. Plankstein des 7. Honvéd-Infanterie-Regiments wurde als Invalid und auch zum Landsturmbienste nicht geeignet“ in den Ruhestand versetzt.

(II. periodische Ausstellung.) Nachdem die Eröffnung nächsten Sonntag Vormittags stattfindet, werden die p. t. Aussteller verständigt, das nur jene Ausstellungs-Objecte im Catalog Aufnahme finden, welche bis heute, Nachmittags 5 Uhr, an das Ausstellungs-Comité abgeliefert werden.

(Todesfall.) Maria Kominek, Arzt-Witwe, ist gestern im 82. Lebensjahre hierselbst gestorben. Die Beerdigung erfolgt heute Freitag den 31. d. um 4 Uhr Nachmittags vom Franz-Josephs-Spitale.

(Industriebahn.) Der Communications-Minister hat der Siebenbürger Petroleum-Raffinerie-Actiengesellschaft gestattet, zur eigenen



